

gutes leben
bene!



Margot Käßmann

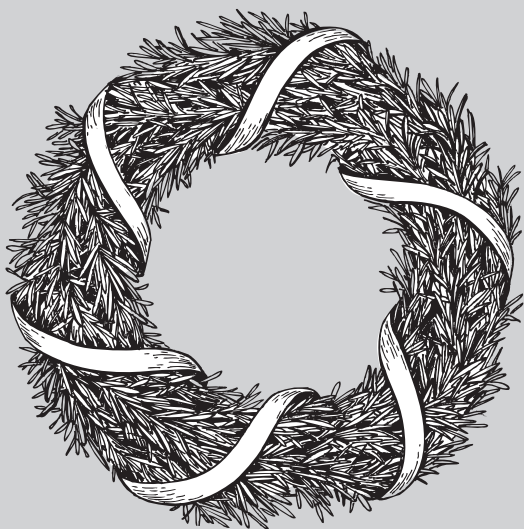
*Es
weihnachtet
sehr*

Meine liebsten Geschichten
und Gedichte zum Fest

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
»Wir sagen euch an den lieben Advent«	10
Dietrich Bonhoeffer	
Brief aus dem Gefängnis	17
Fritz Vincken	
Winternacht in den Ardennen	22
Werner Reiser	
Der Engel, der nicht singen wollte	37
Ruth Schmidt-Mumm	
Wie man zum Engel wird	48
DIE BIBEL, Lukas 2, 1–20	
Jesu Geburt	56
Theodor Storm	
Knecht Ruprecht	60
Anna Ritter	
Vom Christkind	66
Joachim Ringelnatz	
Der Weihnachtsbaum	70

Agnes Hübner	
Weihnachten zu Hause	76
Hans Ostwald	
Zilles Milljöh.....	81
Henning Sußebach	
Die helle Welt des Josef Heeg	89
Rafik Schami	
Die Geburt – Eine Weihnachtsgeschichte.....	96
Helmut Wöllenstein	
Märchen vom Auszug aller »Ausländer«	105
Rachel Naomi Remen	
Der Segen meines Großvaters	112
Jochen Klepper	
Die Nacht ist vorgedrungen	121
Vita.....	125
Anmerkungen.....	126



Vorwort



W eihnachten – nun bin ich schon bald siebzig Jahre alt und doch hat dieses Fest noch lange nicht seinen wunderbaren Klang für mich verloren. Ich freue mich alle Jahre wieder darauf.

Dazu gehört für mich, ganz bewusst auf das Fest zu warten. Die dunkle Zeit im November mit Volkstrauertag, Buß- und Bettag und schließlich dem Toten- oder auch Ewigkeitssonntag ist eine stille Zeit, die ihr eigenes Recht hat. Trauer und Schmerz brauchen ihre Zeit. Im Advent eine Kerze nach der anderen anzuzünden und sich darauf zu freuen, dass am Heiligen Abend der wunderbare Baum mit seinen Kerzen die Stube im besten Sinne des Wortes erhellt, das bleibt für mich eine wunderbare Erfahrung. »Es weihnachtet sehr« – das ist eine ganz besondere Stimmung.

Geschenke spielen, wenn wir älter werden, nicht mehr so eine große Rolle wie bei Kindern. Es sind

mehr die Zeichen der Verbundenheit, die zeigen: Ich habe an dich gedacht. Das kann eine Kleinigkeit sein oder auch schlicht eine besondere Karte, über die wir uns freuen. Und klar: Feiern wir Weihnachten mit Kindern oder begleiten sie beim »Warten aufs Christkind«, dann ist diese Vorfreude der Kinder ein Gefühl, das sich überträgt, unsere Herzen erwärmt.

Christinnen und Christen beschenken einander, weil sie das Kind in der Krippe als Geschenk Gottes verstehen. Im Dezember zünden wir eine Kerze nach der anderen an, auch um deutlich zu machen, dass wir auf das Licht der Welt warten. Und am Heiligen Abend entzünden wir viele Lichter, um deutlich zu machen: Gott will Licht in die Welt bringen.

Für viele Menschen sind heute christliche Traditionen verloren gegangen, sie kennen manche Rituale nicht mehr und haben sich auch entfremdet von der biblischen Wurzel dieses so anrührenden Festes. Martin Luther hat einmal gesagt, er sei ein »Weihnachtschrist«, das bin ich auch. Und es sind immer noch viele Menschen, für die das Fest auch vom christlichen Glauben her besondere Bedeutung hat. Dazu gehören Geschichten und Gedichte, die unsere Herzen bewegen. Viele solche Texte sind mit mir

geradezu durchs Leben gegangen, haben mich immer aufs Neue berührt. Manche haben einen sehr nachdenklichen Klang, viele sind durchaus auch humorvoll.

Gern möchte ich Gedichte und Geschichten, die mir am Herzen liegen, mit Ihnen teilen. Vielleicht zünden Sie selbst in Vorfreude auf Weihnachten eine Kerze an und sitzen gemütlich mit einer Tasse Tee in Ihrem Lieblingssessel. Vielleicht lesen Sie aber auch Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin oder auch Ihren Enkelkindern eine Geschichte vor. Wir lassen sie klingen im weiten Raum der Vorbereitungszeit Advent, das heißt ja »Ankunft«.

Wir warten auf die Ankunft Gottes in dieser Welt. Gerade in unserer Zeit, die von so viel Leid, Krieg und Zukunftsangst geprägt ist, warten wir in besonderer Weise auf die weihnachtliche Botschaft der Engel: »Fürchtet euch nicht!« und »Friede auf Erden!«. So wünsche ich Ihnen eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit.

Margot Käßmann

»Wir sagen euch an den lieben Advent«



Mir liegt daran, Traditionen zu pflegen, weil sie Halt geben und unseren Lebensrhythmus gliedern. Das tut gut, finde ich. Erst kommt die Adventszeit, in der wir uns auf das große Fest freuen. Und dann kommt, von Kindern und auch vielen Erwachsenen lange erwartet, Weihnachten.

Viele kennen den Ursprung mancher Bräuche gar nicht mehr. Beispielsweise die Geschichte des Adventskranzes. Johann Hinrich Wichern ist der Erfinder. Er hat von 1808 bis 1881 gelebt und im Alter von 25 Jahren in Hamburg das Rauhe Haus gegründet. Das war ein Ort, der Kindern, die verwaist oder verwahrlost waren, Zuflucht bot. Das galt damals geradezu als revolutionär. Die Kinder lebten in Wohngruppen, die wie Familien für sie waren. Sie wurden gefördert, damit sie eine Ausbildung abschließen und für sich selbst sorgen konnten. Bis heute betreut

die Stiftung des Rauhen Hauses im Raum Hamburg Kinder und Jugendliche.

Um den Kindern die Vorbereitung auf das Weihnachtsfest nahezubringen, hat Wichern für jeden Tag bis zum Heiligen Abend Kerzen auf einen Kranz gesteckt: eine große weiße Kerze für die Sonntage und jeweils kleine rote für die Werkstage. Mit den insgesamt 28 Kerzen sollte die Vorfreude auf Weihnachten sinnlich erfahrbar werden. Später wurde die Zahl der Lichter reduziert – heute zünden wir an jedem Adventssonntag eine Kerze an, bis dann, kurz vor dem Weihnachtsfest alle vier Kerzen auf dem Adventskranz brennen. Dazu passt wunderbar das Lied »Wir sagen euch an den lieben Advent«:

*Wir sagen euch an den lieben Advent
Sehet, die erste Kerze brennt
Wir sagen euch an eine heilige Zeit
Machet dem Herrn den Weg bereit
Freut euch, ihr Christen!
Freuet euch sehr!
Schon ist nahe der Herr*

*Wir sagen euch an den lieben Advent
Sehet, die zweite Kerze brennt
So nehmet euch eins um das andere an
Wie auch der Herr an uns getan
Freut euch, ihr Christen!
Freuet euch sehr!
Schon ist nahe der Herr*

*Wir sagen euch an den lieben Advent
Sehet, die dritte Kerze brennt
Nun tragt eurer Güte hellen Schein
Weit in die dunkle Welt hinein
Freut euch, ihr Christen!
Freuet euch sehr!
Schon ist nahe der Herr*

*Wir sagen euch an den lieben Advent
Sehet, die vierte Kerze brennt
Gott selber wird kommen, er zögert nicht
Auf, auf, ihr Herzen, und werdet licht
Freut euch, ihr Christen!
Freuet euch sehr!
Schon ist nahe der Herr¹*



Schön ist es, das Lied im Kreis der Familie mit den Kindern zu singen.

Da ich vier Töchter habe, durfte bei uns zu Hause immer eine von ihnen die nächste Kerze anzünden. Auch das ist ein wunderbares Ritual. Nicht alle sind gleichzeitig dran, sondern eins nach dem anderen.

An die Weihnachten meiner Kindheit erinnere ich mich gern. Meine Eltern betrieben eine Tankstelle und es war klar: Bis vierzehn Uhr mussten sie arbeiten. Aber meine Mutter hatte schon am Vorabend den Christbaum geschmückt.

Es gab eine Schiebetür vom Esszimmer zum Wohnzimmer und die war für uns Kinder ab 24. Dezember morgens verschlossen. Da war so ein Kribbeln im Bauch: Was verbirgt sich hinter dieser Tür? Welche Geschenke wird es wohl geben? Wie sieht der Baum aus? Dass da ein Geheimnis ist, eine solche Vorfreude, das finde ich schön. Heute fällt es manchen schwer, auf etwas warten zu müssen, was sie sich wünschen. Das sind viele nicht mehr gewohnt. Aber dieses Warten und Hoffen hatte etwas Bewegendes.

Ich erinnere mich, dass meine Geschwister und ich in späteren Jahren, als es dann auch bei uns zu Hause einen Fernseher gab, die Sendung *Wir warten aufs Christkind* schauen durften. Ein Programm für

all die Kinder, die es vor Spannung kaum noch aushalten konnten, bis es endlich so weit war. Vorfreude ist die größte Freude, das ist wahr. Diese Spannung am 24. Dezember hatte jedenfalls ihren besonderen Wert.

Um achtzehn Uhr ging unsere Familie in den Gottesdienst. Wir alle waren engagiert in der Kirchengemeinde: Kindergottesdienst, Posaunenchor, meine Schwestern spielten sogar die Orgel. Am Ende des Gottesdienstes konnte ich es kaum aushalten, wenn die Erwachsenen noch beieinanderstanden und miteinander plauderten – ich wollte endlich nach Hause, den Christbaum und die Geschenke sehen! Aber erst einmal gab es Abendessen, ganz traditionell Pommersche Gänsesülze. Meine Großmutter hatte das Essen schon Tage vorher vorbereitet. Die Gans wurde zerlegt und eingelegt, überall im Haus – so habe ich es in Erinnerung – standen Schüsseln und Teller mit dieser Sülze. Den Geruch vergesse ich nicht. Und nach dem Tod meiner Großmutter habe ich nie wieder eine vergleichbare Sülze gegessen.

Nach dem gemeinsamen Abendessen kam der große Moment: Die Schiebetür wurde geöffnet. Während wir Kinder den Esstisch abräumten, nutzten unsere Eltern die Zeit, um die Kerzen am Baum

zu entzünden. Und ich erinnere mich gut, wie bewegt ich war, diesen hell erleuchteten Baum zu sehen, wie aufgeregt, einen Blick auf die Geschenke, die darunter lagen, zu wagen und mich zu fragen: Was ist wohl für mich? Und was könnte darin sein?

Sicher ist nicht alles immer perfekt gelungen. In meiner Kindheit hatte meine Mutter wunderbare Plätzchenteller für alle zusammengestellt. Unser Hund hatte, während wir im Gottesdienst waren, die Schiebetür öffnen können und sich darüber hergemacht. Als wir die Bescherung entdeckten, lachten alle. Humor gehört zu Weihnachten dazu und ist wesentlich besser als Perfektionsdruck.

Viele Jahre später lag mir daran, für meine vier Töchter auch solche Weihnachten zu gestalten. Die Weihnachten, die wir in unserer Kindheit gefeiert haben, prägen für ein ganzes Leben, ja, sie können uns Halt geben. Wunderbar wahrnehmbar ist das auch in einem Text von Dietrich Bonhoeffer, den er seinen Eltern schrieb.

DIETRICH BONHOEFFER

Ein Brief aus dem Gefängnis



17. Dezember 1943

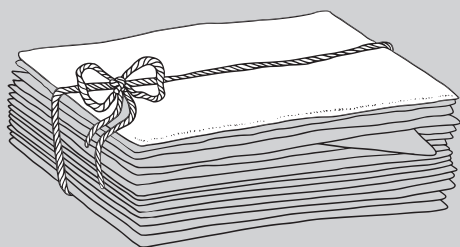
Liebe Eltern!

Es bleibt mir wohl nichts übrig, als Euch für alle Fälle schon einen Weihnachtsbrief zu schreiben. Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie groß meine Sehnsucht nach Freiheit und nach Euch allen ist. Aber Ihr habt uns durch Jahrzehnte hindurch so unvergleichlich schöne Weihnachten bereitet, dass die dankbare Erinnerung daran stark genug ist, um auch ein dunkleres Weihnachten zu überstrahlen. In solcher Zeit erweist es sich eigentlich erst, was es bedeutet, eine Vergangenheit und ein inneres Erbe zu besitzen, von dem Wandel der Zeiten und Zufälle unabhängig. Das Bewusstsein von einer geistigen Überlieferung, die durch die Jahrhunderte reicht, getragen zu sein, gibt einem allen vorübergehenden Bedrängnissen gegenüber das sichere Gefühl der Geborgenheit. Vom Christlichen her gese-

hen kann ein Weihnachten in der Gefängniszelle ja kein besonderes Problem sein. Wahrscheinlich wird in diesem Hause hier von Vielen ein sinnvolleres und echteres Weihnachten gefeiert werden als dort, wo man nur noch den Namen dieses Festes hat.

Dass Elend, Leid, Armut, Einsamkeit, Hilflosigkeit und Schuld vor den Augen Gottes etwas ganz anderes bedeuten als im Urteil der Menschen, dass Gott sich gerade dorthin wendet, wo die Menschen sich abzuwenden pflegen, dass Christus im Stall geboren wurde, weil er sonst keinen Raum in der Herberge fand – das begreift ein Gefangener besser als ein anderer, und das ist für ihn eine wirklich frohe Botschaft.





Unsere Eltern haben den Zweiten Weltkrieg erlebt, das prägte ihre ganze Jugend und ihr späteres Leben. Mein Vater war achtzehn Jahre alt, als der Krieg begann. Er wurde sofort rekrutiert, machte eine kurze Ausbildung und war dann Soldat, bis er 1945 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen wurde. Sein Vater und seine Schwester waren bei Bombenangriffen auf Hagen ums Leben gekommen, ein Zuhause gab es nicht mehr, allein seine Mutter hat er wiedergefunden. Was er wirklich erlebt hat, weiß ich nicht. Manches können wir uns heute denken.

Meine Mutter war als junge Krankenschwester in Berlin, hat die Bombennächte erlebt. Sie wurde mit ihrer Abteilung nach Rügen evakuiert, konnte das letzte Schiff im Hafen Sassnitz erreichen, bevor die Sowjetarmee Rügen erreichte. Zwei Jahre hat sie in einem Lager in Kopenhagen gelebt, bis sie endlich nach Deutschland ausreisen durfte.

Meine Eltern gehörten zum Land der Täter, dem Land, das ganz Europa mit Krieg überzogen hat, einem Land, in dessen Namen Millionen von Jüdinnen

und Juden, aber auch Kommunisten, Sinti und Roma, alle »Nicht-Wohlgesonnenen« ermordet wurden. Aber in gewissem Sinne waren sie auch Opfer – der Propaganda der Nazis, der Gegenangriffe der Alliierten. Auf jeden Fall war bei uns zu Hause klar: Frieden ist ein Geschenk und es gilt, alles zu tun, um Krieg zu verhindern.

Dass Weihnachten ein Fest des Friedens ist, das war uns immer klar. Umso mehr rührt mich eine Geschichte, die sich mitten im Zweiten Weltkrieg ereignet hat. Kaum zu glauben: Das Ganze hat sich wirklich so zugetragen!

Der Autor beschreibt, was er als Kind erlebt hat. Seine Erzählung zeigt: Es sind die Mächtigen, die Kriege befehlen; es sind Soldaten genauso wie Zivilisten, die Frieden herbeisehnen. Und es gibt Menschlichkeit, die über die erklärte Feindschaft von Nationen hinausgeht.

FRITZ VINCKEN



Winternacht in den Ardennen

Ich war zwölf Jahre alt, als wir in einer Aprilnacht 1944 durch einen schweren Bombenangriff auf Aachen obdachlos wurden. Unser Wohnhaus mit der dazugehörenden Bäckerei war nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Zusammen mit meinen Eltern wurde ich nach Neuwied am Rhein evakuiert. Mein Vater, der Bäckermeister Hubert Vincken, wurde dort für die nächsten Monate Backstubenleiter beim Obermeister, bis dessen Bäckerei ebenso durch Fliegerschaden ausfiel. Nun drohte meinem Vater, der 48 Jahre alt war, die Einberufung zur Wehrmacht. Doch der Obermeister sorgte dafür, dass er zur Arbeit in einer Heeresbäckerei dienstverpflichtet wurde. Irgendwo im deutsch-belgischen Grenzgebiet der Ardennen wurde das Brot für die mit Schanzarbeiten am Westwall beschäftigten Baukolonnen gebacken. Dorthin wurde Vater abkommandiert.

Die alliierte Invasion rollte durch Frankreich unaufhaltsam ostwärts. Viele glaubten, der Krieg gehe im Herbst zu Ende, und planten, sich von der Front überrollen zu lassen. Je früher, desto besser. Kaum jemand fürchtete den westlichen Gegner. So kam mein Vater eines Abends mit einem Kübelwagen der Wehrmacht nach Neuwied, lud meine Mutter Elisabeth und mich auf und brachte uns in einer stundenlangen Nachtfahrt in seine Nähe. Dort hatte er eine Unterkunft für uns vorbereitet. In einer leer stehenden Baracke der »Organisation Todt«, die einsam und versteckt an einer Lichtung stand, sollten wir die nächsten drei, vier Wochen ausharren. »Dann haben wir den Krieg hinter uns«, sagte Vater voller Optimismus.

Leider sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen. Der Herbst zog sich dahin, die Front versteifte sich und im Dezember wagte Hitler seine Ardennenoffensive. Da waren wir immer noch in unserer Hütte, tief eingeschneit und seit Wochen ohne Verbindung zur Außenwelt. Mein Vater, der uns bis in den November hinein wöchentlich Verpflegung gebracht hatte, kam infolge der Schneewehen nicht mehr zu uns durch.

Unsere Hütte hatte zwei verglaste Fenster und einen gemauerten Ofen, auf dem man auch kochen

konnte. Holzscheite lagen bereit. Grundnahrungsmittel hatten wir ausreichend, Kartoffeln, Mehl, Nudeln und Haferflocken. Bevor der Schnee fiel, ging ich oft ins Tal zu einer Kartoffelmiete, an der die dort häufigen Wildschweine ein Loch gebuddelt hatten. Dort holte ich in einem Rucksack so viel und so oft ich nur konnte. In einem verlassenen Gehöft fand ich eine Menge Kerzen und einen einsamen, hungrigen Hahn, der mir wie ein Hündchen folgte. Sein Appetit war enorm, er räumte tüchtig unter unseren Haferflocken auf. Das blieb nicht ohne Folgen, denn mit seinem Gewicht nahm auch die Lautstärke seines Krähens zu, und wir fürchteten, dass er auf uns aufmerksam machen könnte. Vor Weihnachten musste Mutter ihn zum Schweigen bringen.

Schon seit über einer Woche hörten wir den aus den Tälern zu uns dringenden Kampfärm. Dort unten tat sich etwas und wir fassten neuen Mut. Mutter hoffte, dass Vater gesund in Kriegsgefangenschaft geraten war. Bald sei auch für uns der Krieg vorbei.

Am 24. Dezember schien die Wintersonne an einem wolkenlosen Himmel. Den ganzen Tag über hörten wir das dumpfe Dröhnen alliierter Kampfflugzeuge, die völlig ungestört mit ihrer Bombenlast über uns hinwegzogen. Es war bitterkalt. Mit der Dunkelheit

kam die Stille und der Himmel gehörte wieder den Sternen, die über unserer tief verschneiten Lichtung funkelten. Mutter, die im spärlichen Licht einer Kerze am Ofen hantierte, sagte vor sich hin: »Wenn man nur wüsste, was aus dem Vater geworden ist. Wo mag er jetzt schon sein?« Ich saß im Halbdunkel und wartete ungeduldig auf die Hühnersuppe. Auf einmal klopfte es an unsere Tür. Erschrocken zuckte ich zusammen und sah, wie Mutter hastig die Kerze ausblies. Dann klopfte es wieder. Wir fassten uns ein Herz und machten auf. Draußen, wie Phantome vor der schneebedeckten Lichtung, standen zwei Männer mit Stahlhelmen. Einer von ihnen sprach zu Mutter in einer Sprache, die wir nicht verstanden, und zeigte auf einen Dritten, der im Schnee lag. Wir begriffen sofort, dass die Männer amerikanische Soldaten waren.

Mutter stand regungslos neben mir. Sie waren bewaffnet und hätten ihr Eintreten erzwingen können, doch sie standen da und fragten mit den Augen. Und der im Schnee Sitzende schien mehr tot als lebendig. »Kommt rein«, sagte meine Mutter mit einer einladenden Geste. Die Soldaten nahmen ihren Kameraden und streckten ihn auf meinem Strohsack aus. Keiner von ihnen verstand Deutsch, doch als einer es mit seinem Französisch versuchte, konnte er sich verständ-

lich machen. Er glaubte wohl, wir seien Wallonen. Mutter hatte als Kind im benachbarten Belgien einige Jahre die Schule besucht und dort Französisch gelernt. Während Mutter nach dem Verwundeten sah, half ich den beiden anderen beim Ausziehen ihrer schweren Mäntel. Sie machten einen erschöpften Eindruck. Am Ofen sitzend, wich die Kälte von ihnen, und mit der Wärme stellten sich auch die Lebensgeister wieder ein. Wir erfuhren, dass der stämmige, dunkelhaarige Bursche Jim hieß. Sein Kamerad, größer und schlanker, war Ralph. Harry, der Verwundete, schlief nun auf meinem Bett. Sein Gesicht war so weiß wie Schnee. Sie waren Versprengte, hatten ihre Einheit verloren und waren seit Tagen im Wald umhergeirrt.

Unrasiert, wie sie waren, sahen sie ohne ihre schweren Mäntel dennoch eher wie große Jungen aus. Und so wurden sie auch von Mutter versorgt. »Geh, bring noch sechs Kartoffeln«, rief sie mir zu. Sie hatte eine zweite Kerze angezündet und schnitt die gewaschenen, ungeschälten Erdäpfel in unsere Suppe hinein. Sie zu schälen galt damals bei uns als Verschwendung. Während Jim und ich Mutter zuschauten, sah Ralph nach Harry. Er hatte viel geblutet, nun lag er teilnahmslos und still. Mutters Suppe verbreitete schon längst einen einladenden Duft. Ich

war gerade dabei, den Tisch zu decken, da klopfte es wieder an die Tür. In der Erwartung, dass noch mehr versprengte Amerikaner draußen standen, öffnete ich ohne Zögern. Ja, es waren Soldaten, vier Mann, und alle bis an die Zähne bewaffnet! Ihre Uniform war mir wohlvertraut nach fünf Jahren Krieg. Das waren Soldaten der Wehrmacht, das waren unsere! Ich war vor Schreck wie gelähmt. Obschon ich noch ein Kind war, wusste ich, dass jeder, der den Feind in irgendeiner Weise begünstigt, erschossen wird! Kam nun alles zu einem furchtbaren Ende?

Mutters Gesicht konnte ich nicht sehen, als sie heraustrat. Doch ihre gefasste Stimme beruhigte mich etwas. »Sie bringen aber eine eisige Kälte mit, meine Herren. Möchten Sie mit uns essen?«, entfuhr es ihr. Damit schien sie den richtigen Ton getroffen zu haben. Die Soldaten grüßten freundlich und waren sichtlich froh, im Grenzland zwischen den Fronten Landsleuten zu begegnen. »Dürfen wir uns hier etwas aufwärmen?«, fragte der Rangälteste, ein Unteroffizier. »Vielleicht haben Sie irgendwo Platz für uns bis zum Morgen?« »Natürlich«, antwortete Mutter in aller Herzlichkeit. »Sie können auch eine warme Suppe mit uns essen.« Die Deutschen lächelten, als sie das Aroma durch die halb offene Tür rochen.

»Doch«, fügte Mutter in einem aus schierer Angst erwachsenden Todesmut hinzu, »es sind bereits drei Durchfrorene hier, um sich etwas aufzuwärmen. Ich bitte Sie um Himmels willen, machen Sie jetzt bloß keinen Krawall.« Der Unteroffizier schien zu begreifen: »Wen haben Sie da drinnen?«, verlangte er barsch zu wissen. »Amis?« Mutter sah jeden Einzelnen an. »Hört mal«, sagte sie langsam, »ihr könntet meine Söhne sein, und die da drinnen auch. Einer von ihnen ist verwundet, und der ist gar nicht gut dran. Und die beiden anderen sind so hungrig und müde wie ihr. Es ist Heiligabend«, sie sprach jetzt zu dem Unteroffizier, »und hier wird nicht geschossen!«

Der starrte sie an. Für zwei, drei endlose Sekunden hörte man nur den Wind. Ich stand da und bibberte, doch Mutter nutzte den Moment. »Genug geredet!«, sagte sie entschlossen. »Legt das Schießzeug da auf das Holz und kommt schnell rein, sonst essen die anderen alles auf.« »Tut, was sie sagt«, knurrte der Unteroffizier, »wir haben Hunger.« Wortlos legten sie ihre Waffen in den winzigen Schuppen, in dem wir unsere Holzschelte aufbewahrten. Es waren drei Karabiner, zwei Pistolen, ein leichtes MG und zwei Panzerfäuste.

Währenddessen war den Amerikanern nicht verborgen geblieben, dass eine Gruppe »Krauts« vor der